

Hoch geschätzte Wildheuer von Isenthal

Liebe Festgemeinde

Als mich im April Herr Rodewald von der Stiftung «Landschaftsschutz Schweiz» anfragte, ob ich an der heutigen Preisübergabe an die vorbildlichen Isenthaler Wildheuer ein paar Worte sagen würde, fühlte ich mich so geehrt, dass ich ohne lange nachzudenken JA gesagt habe. Aber je näher der heutige 13. August rückte, umso mulmiger wurde mir zumute, weil mein mageres Wissen in Sachen Wildheuen mir immer schwerer auf dem Magen lag. Ehrlich gesagt kam ich mir vor wie ein Wildheuer, der an einem Filmfestival eine Preisrede für vorbildliche Regiekünstler halten sollte.

Zum Glück habe ich vor einigen Jahren den Film «Das Erbe der Bergler» meines lieben Kollegen Erich Langjahr über die letzten Wildheuer im Muotatal gesehen, sonst wäre ich wohl heute noch der Überzeugung, die althergebrachte Kultur des Wildheuens sei längst ausgestorben. Dass dies in keiner Weise zutrifft, weiss ich definitiv seit gestern, nachdem ich im Gemeindesaal zu Isenthal die hochinteressanten Referate kompetenter Fachpersonen zu Ohren bekommen habe, die Mary Leibundgut mit fotografischen Wildheuer-Impressionen eindrücklich illustriert hat

Als ausgewandertem Innerschweizer, der seit 60 Jahren in einem Häusermeer am Fusse des Zürichbergs lebt, wo es praktisch nur noch Kunstrasen gibt und man die letzten Magerwiesen im botanischen Garten besichtigen muss, ist mir leider einiges entgangen: etwa dass der Kanton Uri in Sachen Wildheuen europaweit an der Spitze liegt; dass von den landesweit rund tausend Hektaren als besonders artenreich registrierten Wildheuflächen rund 30% auf ernerischem Kantonsgebiet liegen; oder dass die Bergbauern heute kaum noch aus bäuerlichen Existenzgründen in die «Wildi» gehen, sondern aus Gründen der Landschaftspflege, verbunden mit dem Auftrag, die Vielfalt von Tier- und Pflanzenarten in den Wildheuflächen zu erhalten. Und dank der «Guggle»-Suchmaschine machte ich zudem die erfreuliche Entdeckung, dass die Abteilung Natur- und Heimatschutz des ernerischen Amtes für

Raumentwicklung Wildheuerkurse für interessierte Männer und Frauen aus dem Unterland anbietet, die sich im Hinblick auf ihre Freiwilligeneinsätze in Berggebieten Basiswissen und Praxiserfahrung im Mähen, Rechen, «Heupinggel» Schnüren, sowie im Dengeln und Wetzen der Sense aneignen möchten.

Seriöserweise hätte ich eigentlich zuerst einen solchen Kurs besuchen müssen, bevor ich mich an den Schreibtisch setzte. Aber meine Motivation, heute hier oben dabei zu sein, hat eben vor allem mit meinem Verbundenheitsgefühl zu den Bergbauern zu tun, das mich seit meiner Kindheit begleitet und das ich durch meine Dreharbeiten am Film *Wir Bergler in den Bergen sind eigentlich nicht schuld, dass wir da sind* von 1974 nachhaltig auffrischen konnte.

Diese verwandtschaftlichen Gefühle vererbten sich vermutlich über die Gene meines Vaters, der da drüben, «ännet» dem Oberbauenstock, auf einem Bergheimet mit Seeblick unterhalb der Klewenalp zur Welt gekommen und aufgewachsen ist. Aber vermutlich musste er dank der sanften Topographie selber nie den Mut aufbringen, in Holzschuhen mit Tricouni-Beschlag und einer Sense in der Hand in entlegene, steile «Planggen» hinaufzusteigen. So gesehen kannte mein Väterchen das Wildheuen also nur vom Hörensagen. Und darum ist ihm beim Erzählen seiner abenteuerlichen Wildheuer Geschichten entsprechend üppig die Fantasie durchgebrannt. So war für ihn sakrosankt, dass die begehrtesten und blumenreichsten Magerwiesen nur da anzutreffen waren, wo die Felsbänder am schmalsten und die «Planggen» am stotzigsten seien. Und zwar so schmal und stotzig, dass eigentlich nur Gämssen und Steinböcke problemlos und ungefährdet dort hinkommen könnten. Auf meine kindliche Frage, warum denn die Bergler ihr Leben riskieren würden, nur um den armen Gämssen und Steinböcken ihr Gras wegzumähen, sagte er sehr ernst: «Um während der langen, harten Wintermonate ihre Kühe und Kälber durchzufüttern oder mit dem Wildheugeld filzgefütterte «Kartatschen» für die Kinder zu kaufen.»

Auffällig war, dass mein Väterchen in seinen Wildheuer-Geschichten immer wieder eine besonders seltene und edle Alpenblume erwähnte, die darum so edel und selten sei, weil sie nur an den unzugänglichsten Orten wachsen würde. Darum hätten die Wildheuer ihren Frauen und Verlobten immer ein Edelweiss-Sträusschen mit nach

Hause bringen müssen, um ihnen zu beweisen, dass sie tatsächlich in der «Wildi» gewesen seien und nicht etwa in einer abgelegenen Alphütte den Tag lang einen Jass nach dem andern geklopft hätten.

Umso irritierender war denn meine kürzlich gemachte Entdeckung, dass unser streng geschütztes Edelweiss, dessen Reiz bis anhin in seiner Seltenheit lag, sogar als Topfpflanze im Supermarkt gekauft werden kann. Was mich daran besonders schockierte, war, dass dieses ganzjährige Massen-Edelweiss in den Treibhäusern der staatlichen Forschungsanstalt Agroscope in Wädenswil gezüchtet wurde. Und zwar im Auftrag der «Schweizer Blumenproduzenten», die aus Angst vor ausländischer Konkurrenz auf die Marktnische «Alpenblumen» setzen, um gegen den Import von Billigblumen aus Kenia, China, Dubai oder Lateinamerika besser bestehen zu können. – Wer weiss, ob die Agro-Gentechniker in Wädenswil bereits damit beschäftigt sind, identitätsneutrale und höhenangstresistente Wildheuer für den Export nach China zu klonen.

Spass beiseite! – Aber all dies sind untrügliche Zeichen dafür, dass auch die alpine Kultur im 21. Jahrhundert angekommen ist. Unverschont vom globalisierungswütigen Zeitgeist, der manisch davon besessen ist, jegliche Rarität oder lokale Eigenheit in genormte Massenware umwandeln zu müssen. Dies, obwohl jedermann weiss, dass Gleichmacherei das Gegenteil von Lebensqualität bedeutet. Der geniale Komiker Karl Valentin hat diesen Hang, Originalität zu kopieren, schon in den Dreissigerjahren auf den Punkt gebracht, indem er sagte: «Es wurde schon alles gesagt, aber noch nicht von allen.» – So prangt heute beispielsweise das rare Edelweiss auch auf der Heckflosse einer Charter-Fluggesellschaft und wirbt in vergoldeter Form als Logo von «Schweiz Tourismus» weltweit für die Schönheit und Einzigartigkeit der Schweizer Bergwelt.

Darum, liebe Anwesende, erlaube ich mir die bange Frage, ob früher oder später auch dem rar gewordenen Wildheuer-Handwerk dasselbe Schicksal widerfahren könnte wie dem Edelweiss. Bei der Suche nach einer möglichen Antwort sind kurz meine väterlichen Fantasie-Gene mit mir durchgebrannt. Denn ich habe den Nährboden für diese Gefahr im dicht bevölkerten Unterland ausgemachte, wo die überwiegende Mehrheit fünf Tage pro Woche mehr oder weniger geistig einsam und

körperlich unterfordert vor ihren Bildschirmen sitzt und sich den ganzen Tag lang fragt, wie sie am kommenden Wochenende ihre schwindende Kondition und verlorene Einzigartigkeit zurückerobern könnte. In der Folge besteigen sie dann in zwei Tagen drei Viertausender oder betreiben Sumpfschnorcheln mit Sicht gleich null in trübem Morast. Während die Verrücktesten unter ihnen sich in Fledermauskostümen von überhängenden Felswänden ins Bodenlose stürzen – nicht selten zum ersten und gleichzeitig letzten Mal.

Wo grosse Nachfrage herrscht, wimmelt es auch von Angeboten. Insofern läge es ja nahe, dass eine der vielen Öko-Agenturen für Freizeitgestaltung oder Abenteuer-Ferien auf die Idee kommen könnte, unter dem nostalgischen Titel «Urmutter aller Trendsportarten» Wildheuer-Trekkings mit garantiert handgefertigten Sensen, Rechen, Heugabeln und Heunetzen im alpinen Raum anzubieten. Womöglich noch gesponsert vom Heimatwerk, was die Teilnehmer dazu verpflichten würde, mit gestickten Kapuzen-Hirzhämmli und traditionellen Holzsandalen mit handgeschmiedeten Steigeisen anzutreten.

Wenn ich in die Runde blicke, habe ich allerdings meine Zweifel, ob die Isenthaler diesen Do-it-yourself-Wildheuern Hand und Land anbieten würden. Denn hier oben lebt man nicht in einem Freilichtmuseum, sondern in der Wirklichkeit, wo nebst den traditionellen Wildheuerwerkzeugen längst auch die Balkenmäher, Heubläser und Helis heimisch geworden sind. Während unsere Heimatwerk-Wildheuer ihre «Heupinggel» vermutlich mit ferngesteuerten Gleitschirmen geräuschlos hinunter fliegen und zielgenau auf einem Migros-Camion absetzen würden. Und von da ginge es dann direkt in die Verpackerei für biologisches Meersäulifutter. – Was immer auch die Zukunft an Unvorhergesehenem noch bringen mag, ein Bergbauer aus dem Göschenalptal hat mir schon anno 1974 in die Kamera gesagt: «Äs muäs ä ganz än anderi Änderig gä, i däm ganzä Ding da.»

Nun möchte ich alle Anwesenden, allen voran die Unterländer, kurz auffordern, einen Blick in diese grandiose Landschaft zu werfen, die uns hier oben umgibt. Keine Frage, diese Landschaft war schon grandios, als die ersten Jäger und Sammler in diese Gegend vordrangen oder als sich später die Alemannen hier niederliessen und diese Landschaft in Besitz nahmen, indem sie jedem Hoger, Grasblätz, Tobel oder

Bergspitz einen Namen gaben. Die erste historisch verbriefte Erwähnung des «Ysetals» reicht ins 13. Jahrhundert zurück. Und die Tatsache, dass Isenthal, das eine Leiter im Wappen trägt, bis 1901 nur zu Fuss zu erreichen war, lässt erahnen, dass im Laufe der Jahrhunderte hier oben die Sensen ziemlich oft geschwungen und gewetzt werden mussten, um dieses wildromantische Tal für die Berglandwirtschaft zu kultivieren. Was heute noch am ehesten an die frühen Zeiten dieser Bewirtschaftungsform zu erinnern vermag, sind wohl die Wildheugebiete, die nebst einigen «Eigen-Wildis» mehrheitlich auf Korporationsgebiet liegen und uralte, lautmalerische Namen tragen wie: «Kneiwis», «Geissboden», «Grozzenplangg» oder «Gitschenen». Und die Tatsache, dass hier oben die Gämsen, Rehe und Steinböcke ihre Äsplätze noch immer mit den Wildheuern und sogar ihren Jägern teilen, zeugt eindrücklich von einer historisch gewachsenen, friedlichen Koexistenz zwischen Mensch und Natur.

So gesehen gäbe es heute sogar mehr als nur einen guten Grund, die Auszeichnung «Landschaft des Jahres» an die Isenthaler Wildheuer zu vergeben, «um das lokale Engagement für die Landschaftspflege zu honorieren», wie es in der Jury-Begründung der Stiftung heisst. – Zu dieser ehrenvollen Anerkennung für Euer «sportliches Wirtschaften in einer vertikalen Kulturlandschaft», wie Herr Rodewald sagt, beglückwünsche ich Euch Isenthaler Wildheuer ganz herzlich! – Auch im Namen aller Anwesenden und der Stifter.

Leider schaffte ich es nicht, die Preisträger am Ort ihres Wirkens zu besuchen. Aber ich konnte immerhin in Erfahrung bringen, dass es sich um eine Mannschaft von gut 20 waschechten Isenthaler Mannen handelt, in der mindestens drei Generationen vertreten sind: der älteste 88, der jüngste 15. Und auf meine Frage, ob Wildheuen noch immer reine Männersache sei, bekam ich zur Antwort, in der «Wildi» sei das Frauenvolk eine immer gern gesehene Rarität. Wie einst das Edelweiss eben!

Abschliessend möchte ich als Heimweh-Innerschweizer noch zwei Behauptungen in die Welt setzen: erstens, dass die in Augustreden oft und gerne gebrauchten Wörter «standfest» und «Bodenständigkeit» nur dank den Wildheuern in unseren Sprachschatz gelangt sind. Und zweitens, dass der helle und weit herum im ganzen Tal hörbare glockenähnliche Klang des Dengelhammers und der rhythmische Blech-

Sing-Sang beim Wetzen des Sensenblattes Balsam für unsere Seele sind. Was, mit Verlaub gesagt, vom Sound der diversen Hilfsmotoren und Helirotoren nicht unbedingt gesagt werden kann. – Aber auch wenn dank zunehmendem Lärmpegel die Arbeitstage der Wildheuer kürzer und die gemähten und gepflegten Wildflächen dafür grösser werden, bin ich dennoch zuversichtlich, dass die wohltuende Musik der Wetzsteine und Dengelhämmer auch künftigen Urner-Generationen noch zu Ohren kommen wird.

In diesem Sinne danke ich fürs Zuhören – und fürs Hinhören!

© FMM 12.8.2016